

UMSCHAU

Antisemit, weil Katholik?

Wenn ein junger Doktor im Vorwort seiner Dissertation seinen akademischen Lehrern dankt, ist dies mehr als eine liebenswürdige Geste, weil es den Ort in der „scientific community“ anzeigt, den er sich erkoren hat; daß er auch denen dankt, die ihm während seiner Arbeit menschlich nahe waren, ist verständlich, wenn auch die privaten Beziehungen des Autors den Leser nichts angehen und ihm keine neue Erkenntnis vermitteln; wenn sich der Autor eines wissenschaftlichen Werks aber bemüßigt fühlt, einleitend auch seines Hauskaters dankbar zu gedenken, fragt sich der Leser, welche Zumutungen ihn noch erwarten.

Das Buch, von dem hier die Rede ist¹, enthält solche allerdings reichlich, nicht nur für Geduld und Geschmack des Lesers, sondern vor allem für seinen historischen Sachverstand. Daß es gleichwohl beachtet wird, ja in einer großen Zeitung zum Anlaß für eine Mahnung an die deutschen Katholiken genommen wurde, in sich zu gehen, liegt an seiner These: Die deutschen Katholiken waren „antisemitisch, gerade weil sie gute Katholiken sein wollten“. Mit diesem Schlußsatz des Buchs ist das zentrale Ergebnis der Forschungen ausgedrückt, die dem Verfasser den Dokortitel einer deutschen Universität eingetragen haben. Daß er sich damit weit von den bisherigen Auffassungen der Wissenschaft entfernt, ist ihm klar. Er würde einen guten Teil der einschlägigen Literatur zu Makulatur machen, wenn seine These der kritischen Nachprüfung standhielte.

Niemand kann dem Fleiß seine Anerkennung versagen, mit dem der Doktorand sein Ziel verfolgt hat. Neben Archivalien, Protokollen und Literatur (das umfangreiche Verzeichnis nennt einiges Überflüssige) hat er 38 katholische und 20 andere Zeitungen und Periodica durchgesehen, die in zehn ausgewählten katholischen Zeitungen und in elf Zeitschriften und Broschüren angetroffenen antisemitischen Stereotypen hat er

systematisiert und tabellarisch erfaßt, die betreffenden Autoren mit Namen und Stand verzeichnet.

Das Werk ist freilich weitaus mehr als eine Stoffsammlung. Es erhebt den Anspruch, einen spezifisch katholischen, „besseren“ Antisemitismus zu ermitteln und als integrales Element katholischer Gläubigkeit und Weltsicht zu dekurvieren.

Nach Blaschke war der Antisemitismus dem katholischen Milieu bereits bei dessen Bildung immanent, erstarkte durch den Kulturkampf und wurde nach dessen Ende im Rahmen der „Bewahrung des Bewährten“ (57) nicht abgebaut. Dies war alles andere als ein historischer Zufall, denn die „Ghettomentalität“ der Katholiken erforderte den Antisemitismus als systematisches Pendant. Ihr dualistisches Weltbild entstand durch den „Siegesszug des Hoch-Ultramontanismus“ (58). Dieser habe, so meint Blaschke, „die zwei ewigen Lager: Gottesfürchtige und Gottesmörder“ fixiert. Der mit dem Ultramontanismus verbundene Wille zur Milieubildung erforderte eine Abgrenzung zur nichtkatholischen Umwelt, deren verschiedene Gruppen durch die „Verjudungsformel“ künstlich zur Einheit gemacht wurden. Es waren die Juden, die im katholischen Feindbild „alle Gegner verbanden oder gar vorschickten“ (63). Gleichwohl war den Katholiken der Weg zum „Bekennntnisantisemitismus“ versperrt, weil dieser der Rasse die höhere Wertigkeit vor der Religion einräumte. Ihnen blieb deshalb nur ein „gebremster“ Antisemitismus, ein „Konsensantisemitismus“ mit „partialrassistischen“ Elementen (70–91), kein „eliminatorscher“, wie ihn Goldhagen postuliert.

Diese Form des Antisemitismus hatte (immer noch nach Blaschke) für den deutschen Katholizismus fünf unverzichtbare Funktionen: die „Kontermodernisierung“, welche die bestehende Gesellschaftsordnung im Sinn katholischer Idealvorstellungen umgestalten sollte, die „Kohärenz-

maximierung“ zur festeren Bindung der Katholiken an ihr Milieu, die „Komplexitätsminderung“, welche die Problematik der modernen Welt auf einige wenige Gegensätze reduzierte, die „Kompensation von Mißerfolgen und Bedrohungen“ und schließlich die „Kompetition“, die Erleichterung der Konkurrenz mit anderen Gruppen bei der Einbindung in das Milieu durch die Verleumdung nichtkatholischer Zeitungen, Vereine und Parteien als „verjudet“. Der katholische Antisemitismus erweist sich auch in seiner regional unterschiedlichen Dichte als integrales Element des Milieukatholizismus. Blaschke findet ihn dort konzentriert, wo Ultramontanismus und „Integralismus“ (worunter Blaschke anscheinend jede Form ganzheitlicher Weltansicht und die dieser korrespondierenden Gesellungen versteht, 61) am stärksten verwurzelt waren.

Die oft als Argument für eine Distanz der Katholiken zum Antisemitismus herangezogene Politik der Zentrumsparterie zeigt sich in der Sonde Blaschkes als antisemitisch infiziert. Ludwig Windthorst, dem solches nicht nachzuweisen ist, war mit seiner Haltung in der Partei isoliert; August Reichensperger gab sich neutral (war es also wohl nicht); er wie auch „der besonnene Windthorst“ zeigten „eine Neigung zum Antisemitismus und mindestens zu seinen Prämissen“ (241).

In seinem Schlußkapitel „Kontinuitäten vom Kulturkampf zum ‚Kirchenkampf‘ oder zwischen Syllabus und Shoa“ (261–282) hebt der Autor den in Deutschland untersuchten katholischen Antisemitismus auf die Ebene der Weltkirche. Auch der Entwurf der von Pius XI. nicht mehr veröffentlichten Enzyklika gegen den Antisemitismus zeigt, „wie sehr die Kirche noch in ihrer ehrlichsten Absicht dem ‚besseren‘ Antisemitismus verfallen blieb“ (280), und die Haltung der deutschen Bischöfe zur Verfolgung der Juden beruht auf der „Erblast“ des im 19. Jahrhundert entstandenen katholischen Antisemitismus.

Dieses Bild wirkt durch seine innere Stimmigkeit beeindruckend. Aber, so wird der Leser fragen, nachdem er sich von der Wucht der Argumentation ein wenig erholt hat, mit der Blaschke ihn überschüttete, *stimmt* es? Logische Geschlossenheit ist kein Erweis realer Existenz. Erste Zweifel an der Solidität der Arbeitsweise des Verfassers rühren sich, wenn man sich der unbewie-

senen Behauptungen erinnert, mit der er dem Leser begegnet. „Die Majorität der Katholiken (hielt) stur am Antitalmudismus und an Rohling fest“ (75). Woher weiß Blaschke, was die Mehrheit der Katholiken, immerhin eine Zahl von etlichen Millionen, gedacht hat? „Der Beifall war bescheiden, nicht wegen Beutels (des Redners) Judenfeindschaft, sondern weil die Zuhörer darüber enttäuscht waren, daß er sich vor dem radikalen Antisemitismus duckte“ (214). Weiß Blaschke das wirklich oder nimmt er es an, weil es in sein System paßt? Die Ablehnung des Rassismus in der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ lag „ganz in der Tradition der Antimoderne“. Hier wüßte man gern, was gemeint ist; aber der Verfasser begnügt sich auch hier mit der nackten Behauptung.

Anderes ist schlicht falsch, so vieles, daß der Rezensent froh ist, die Arbeit nicht korrigieren zu müssen. Hier einige Beispiele: Görres „vermutete auch eine jüdische Beteiligung an dem Kölner Ereignis“ (gemeint ist die aus absolutistischer Machtvollkommenheit ohne Richterspruch erfolgte Verhaftung des Erzbischofs von Köln 1837 wegen der Differenzen um die Einsegnung konfessionell gemischter Ehen). Wo steht das? In der Kampfschrift, die Görres aus diesem Anlaß schrieb, im „Athanasius“, wenigstens nicht, und eine Kooperation des preussischen Königs und seiner Regierung mit Juden anzunehmen, besaß nicht einmal Görres genügend Phantasie. – Die „Katholische Aktion“, die der Autor als „klerikalen Sakristeikatholizismus“ kennzeichnet, habe sich 1928 durchgesetzt (62). Eben nicht! Durchgesetzt hat sich das Konzept der „Katholischen Aktion“ in Deutschland nie, darum konnte es auch nicht „den Bestand des Katholizismus durch die nationalsozialistische Diktatur hindurch“ ermöglichen. Alle Versuche, es 1933 als Ersatz für die Verbände ins Leben zu rufen, sind auf der Strecke geblieben. Blaschke hätte dies leicht in der von ihm an anderer Stelle zitierten Literatur nachlesen können. – Karl Lueger gewann 1896 keineswegs den Posten des Wiener Bürgermeisters, wie S. 149 behauptet wird; er wurde zwar gewählt, aber vom Kaiser nicht bestätigt. Erst nachdem er verschiedentlich wiederum die Wahl gewonnen hatte, entschied sich der Kaiser 1897, ihn zu diesem Amt zuzulassen.

An verschiedenen Stellen behauptet der Verfasser, bis in die 1860er Jahre (an anderer Stelle wird der Kulturkampf als Epochenscheide genannt) habe die Kirche die Presse „verteufelt“. (S. 117 bietet er dafür die aparte Begründung: „Schließlich bestimme sie, nicht der Journalist, was ‚Wahrheit‘ sei.“) Hat Blaschke denn nie etwas davon gehört, daß August Reichensperger schon vor 1848 sich um die Entwicklung einer katholischen Tagespresse bemühte, daß 1844 ein Kreis von Kölner Katholiken bei der Regierung die Lizenz zur Herausgabe einer politischen Zeitung beantragte (vergeblich, wie sich denken läßt), daß die frühe katholische Bewegung sich um Zeitschriften gruppierte, daß in Frankreich noch in der Restaurationszeit eine katholische Presse entstand („Le Correspondant“, „Le Mémorial Catholique“, wenig später „L’Avenir“), daß Louis Veuillot von 1843 an „L’Univers“ zu einem Organ von übernationaler Bedeutung machte – und alles dies ohne Einspruch der Kirche? Man sollte es nicht für möglich halten.

Hinsichtlich seiner Methode könnte man die Auswahl der von Blaschke untersuchten Quellen prüfen. Warum hat er die gut dokumentierten Katholikentage ebensowenig untersucht wie die weit verbreiteten Volksvereinshefte?

Auch hinsichtlich der Argumentationsweise des Verfassers beschleichen den Leser Zweifel. S. 181 wirft Blaschke den Katholiken vor, sie hätten „willkürlich“ Blätter wie den „Simplizissimus“ und die „Frankfurter Zeitung“ als „jüdisch“ bezeichnet oder „als ‚verjudet‘ denunziert“, obwohl eine jüdische Presse kaum bestanden habe. „Nicht einmal eine (jüdische) Tageszeitung gab es.“ Es ist gewiß richtig, daß die Zahl der Organe gering war, die sich als jüdisch verstanden (Blaschke führt sieben dieser Art in seinem Quellen- und Literaturverzeichnis auf). Aber waren diese denn gemeint gewesen, wenn man über die „verjudete“ Presse schimpfte? Der Ausdruck „verjudet“ verdient unser aller Abscheu; das kann jedoch nicht davon entbinden, ihn philologisch exakt zu nehmen. „Verjudet“ konnte doch nur meinen, was nicht originär jüdisch war wie die wenigen israelitischen Blätter, sondern trotz des Anspruchs auf konfessionell indifferente Identität von Juden in dem ihnen unterstellten Sinn beherrscht wurde. Darum

war die Diffamierung des „Simplizissimus“ und der „Frankfurter Zeitung“ doch nicht ganz ohne Anhalt in der Realität. Denn Th. Th. Heine und Leopold Sonnemann, die sie gegründet haben, waren Juden ebenso wie die Gründer der Presseimperien von Mosse und Ullstein. Weiß Blaschke dies nicht oder versucht er einen billigen Gag?

S. 177 beschreibt der Verfasser einen von Protestanten 1882 herausgegebenen und erarbeiteten Sammelband gegen die „Blutbeschuldigungen der Juden“. „Angesichts des guten Dutzends angesehenen Protestanten fiel der katholische Beitrag bescheiden aus“; nur ein Katholik, der Bischof von Fulda, Georg Kopp, sei mit einem Beitrag vertreten gewesen. Man mag sich fragen, ob die Bezeichnung „bescheiden“ hier die Sache trifft. Denn das Jahr 1882 war nicht gerade durch ökumenische Kooperation gekennzeichnet. Man wüßte gern, wie dieser Band vom lesenden Publikum aufgenommen worden ist, dem die Beteiligung eines katholischen Bischofs an einem evangelischen Unternehmen alles andere als gewohnt gewesen sein dürfte. Damit der Leser nicht auf den Gedanken verfällt, das Vorgehen Kopps für bedeutsamer zu halten, als dies Blaschke tut, wird S. 193 Kopp als „unbequemer Querkopf“ charakterisiert, „der nicht in das ultramontane Schema paßte“ (193). Darüber kann man seine eigenen Gedanken haben; auf jeden Fall paßte Kopp nicht in das von Blaschke konzipierte Schema, in dem Ultramontanismus, Integralismus und Antisemitismus eine kaum lösbare Einheit bilden. Kopp war so integral wie kein anderer im deutschen Episkopat, und sein Ultramontanismus unterlag keinem Zweifel. Damit er Blaschkes Schema nicht sprengte, mußte der Kardinal und Fürstbischof von Breslau zum Sonderling gestempelt werden. Umgekehrt war der Mainzer Bischof Ketteler, dessen „Angriff ... auf die Mainzer Judengemeinde“ S. 143 erwähnt wird, keineswegs so „strikt ultramontan“, wie es S. 144 heißt. Er war Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas gewesen und hatte deshalb das Vatikanische Konzil vor der Abstimmung verlassen. So eng ist die Trias von Ultramontanismus, Integralismus und Antisemitismus wohl doch nicht gewesen.

Man muß nicht die Elefanten Hannibals über die Alpen getrieben haben, um die Geschichte

des Zweiten Punischen Krieges schreiben zu können, aber eine gewisse Vertrautheit mit der Sache, die er beschreibt, darf man von einem Historiker wohl verlangen. Aber auch daran gebriecht es bei Blaschke. Nicht nur, daß er einen Kanonisten für einen Kanoniker ausgibt (141), ihm ist auch die Geschichte des deutschen Katholizismus nicht hinreichend bekannt. Ultramontanismus und Verbandsbildung (= „Integralismus“) sind im 19. Jahrhundert keineswegs vom Vatikan gesteuerte, sondern eher naturwüchsig erscheinende Prozesse; die Verbandsbildung lief sogar weitgehend außerhalb der bischöflichen Kontrolle. Daß der Sozialkatholizismus schon lange vor der Jahrhundertwende nicht mehr „liebäugelte mit der vormodernen Ständegesellschaft“ (88), der langjährige Vorsitzende des Volksvereins, der Fabrikant Franz Brandts, dezidiert auf technischen Fortschritt setzte, wird dem Leser nirgends deutlich. Statt dessen erfährt er von dem für die Bejahung des Kapitalismus im deutschen Katholizismus wichtigen Sozialpolitiker Franz Hitze nur, daß er mit Ketteler und Kolping die Handwerker „erfolgreich auf einen antikapitalistischen Skeptizismus eingeschworen“ habe (214). So kommt das Bild vom katholischen Hinterwäldlertum nicht in Gefahr. Auch nicht „jedes Signal, das vom Heiligen Stuhl ausging“, betrachteten die Katholiken als „mit nahezu sakraler Autorität ausgestattet“ (190). Wie haben sie sich denn im Septennatsstreit verhalten?

Die im Vorstehenden geäußerte Kritik begnügt sich mit der Materie, die auch dem vertraut ist, der kein Experte für Fragen des Antisemitismus ist. Aber sie macht wohl hinreichend deutlich, daß Blaschkes Arbeitsweise allen seinen Ergebnissen gegenüber zu großer Skepsis veranlaßt. Mit Sätzen, wie sie S. 198f. zu lesen sind: „Die Gottesmänner (gemeint sind die katholischen Priester) konnten das Ansehen ihres Berufsstandes auf eine konstruierte 2000jährige Geschichtskontinuität bauen, die sie als eine direkte Linie bis zum ‚Gottessohn‘ ausgaben, eine tradierte Legitimität, mit der sie bei den Konkurrenten, die mit ihnen um soziale und kulturelle Milieupositionen rangen, Eindruck zu machen suchten. Dagegen verblaßte das Bürgertum, der Lehrer

galt als ausgewachsener ‚Pfarrersknecht‘, und nicht die eingebildeten Gebildeten oder ‚Schornalisten‘, sondern die Kirche legte die Wahrheit aus“, mit solchen Sätzen ist wohl die Grenze überschritten, die wissenschaftliche Analyse von leichtfertiger Verunglimpfung trennt.

Es bleibt ein Problem: Was ist Antisemitismus? Für Blaschke scheint er schon da gegeben, wo christliche und jüdische Identität nicht als beliebige und gleichwertige Qualitäten genommen werden, wie das moderne Staatsbürgerrecht die Konfessionszugehörigkeit behandelt. Denn anders könnte Blaschke seinen Vorwurf des Antisemitismus an die nicht veröffentlichte Enzyklika Pius' XI. nicht begründen, wird doch hier die Existenz einer Judenfrage als einer heilsgeschichtlichen bejaht. Diese Anschauung hat die Kirche allerdings vom heiligen Paulus, und wenn der ein Antisemit war, werden die Christen sich darin schicken müssen, auch Antisemiten zu sein. Hier zeigt sich ein weiteres Defizit von Blaschkes Arbeit: Es scheint ihm unmöglich anzuerkennen, daß das Verhältnis der Christen zu den Juden eine religiöse Dimension besitzt und nicht rest- und bruchlos in staatlicher Gleichberechtigung aufgehen kann. Auch wenn diese unbestreitbar die Norm für die politische Ordnung des Miteinanders von Juden und Christen sein muß, bleibt es christliche Botschaft und Hoffnung, „daß ganz Israel zum Heil gelangen wird“ (Röm 11,26).

Was bleibt nun von Blaschkes fleißiger Arbeit? Viel Ärgerliches ist genannt. Gerade darum sollte nicht übersehen werden, wieviel Beschämendes sie für die Christen enthält. Mag die These vom unlösbaren Zusammenhang des „besseren“ Antisemitismus vom katholischen Milieu auch unhaltbar und damit das eigentliche Ziel dieser Dissertation verfehlt sein, so deckt sie doch unbezweifelbar zu vieles an christlicher Verfehlung gegenüber den Juden auf, daß dem Leser ein Gefühl der Trauer nicht erspart bleiben kann.

Heinz Hürten

¹ Blaschke, Olaf: Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997. 443 S. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 122.) Kart. 78,-.